

Prof. Dr. Thomas Bliesener, Universität Kiel, Institut für Psychologie

Prävention als Antwort auf abweichendes Verhalten

Warum sind manche Jugendliche widerstandsfähiger als andere? Warum werden manche gewalttätig und andere nicht? Der Psychologe, der sich auch viel mit Lernen beschäftigt, weiß um die Schwierigkeit, nach einer „Rampensau“ wie Spitzer zu referieren.

Sein Kernthema sind junge Mehrfach- und Intensivtäter und die Prävention von weiteren Taten. Forschung hat viele kleine Fallen und Schwierigkeiten, das möchte Bliesener an einer Studie aus Nordrhein-Westfalen darstellen.

Zum Hintergrund: Kriminelles Verhalten im Jugendalter ist weit verbreitet, in der Regel bagatellhaft und hat einen typischen Altersverlauf, das heißt es beruhigt sich wieder mit zunehmendem Alter. Kriminalität ist jedoch nicht gleichförmig über die Akteure verteilt. In jeder Altersgruppe sind drei bis sieben Prozent für ein bis zwei Drittel der Straftaten verantwortlich. Es gebe eine kleine, aktive Gruppe von „dissozialen Menschen“, die das auch bleiben.

Wer Kriminalprävention betreibe, müsse sich eigentlich auf diese Gruppe stürzen, denn bei Erfolg könne es gelingen, vielen Verbrechen vorzubeugen. Je früher die Jugendlichen aufgefallen sind, umso stärker fallen sie auch später auf. Ein Blick auf die „Karrieren“ zeigt, dass es sowohl dauerhafte Verbrechenslaufbahnen gibt, aber auch zahlreiche „Aufhörer“, die später in Sachen Delinquenz völlig unauffällig sind. „Am Anfang sind die jedoch nicht zu unterscheiden“, so Bliesener. Dazu kommen noch die „Späteinsteiger“, die ihr „Maximum“ erst mit 30 Jahren haben.

„Wir haben wenig Belege, dass die Zweiteilung in eine Gruppe mit stets hochaktiven und anderen, die aufhören, so stimmt“, führt der Professor aus. In frühen Jahren sind sie laut Bliesener kaum zu unterscheiden. Eine spätere Mehrfachauffälligkeit könne sich auch nach anfänglicher Unauffälligkeit ergeben. Überdies gebe es keine einheitlichen Kriterien für die Definition des jungen Intensivtäters. Kein Wunder, bei so viel Grobmaschigkeit, dass da Konzept nicht unumstritten ist.

Was passiert nun, wie geht man mit diesen Mehrfachtätern um? Je höher die Risiken, umso stärker ist die Gefahr des so genannten dissozialen Verhaltens. Das heißt jedoch nicht, dass es so sein muss. Das hängt vielmehr von Auslösern beziehungsweise von hemmenden Faktoren ab.

Die Gesellschaft kann Risikofaktoren reduzieren, aber auch Schutzfaktoren aktivieren. Das kann die elterliche Fürsorge sein, die gestärkt wird. Aber auch, Schulversagen zu vermeiden und die Erfahrung von Wertschätzung sind bedeutsam. Wer sich als Teil der Gesellschaft empfindet, wird sich weniger schnell gegen sie wenden. Das gilt ebenso für Bindung an andere Menschen. „Trainer und Betreuer im Sport haben da eine enorm wichtige Aufgabe“, betont Bliesener.

Auslöser von Taten sind neben den üblichen Verdächtigen wie Alkohol und Drogen, auch das Gefühl von Provokation und Missachtung. Dazu kommen negative Emotionen, hohe Erregung beispielsweise im Fußballstadion, aber auch günstige Gelegenheiten und sozialer Druck aus der Gruppe.

Zu den verhaltenshemmenden Faktoren zählen ein hohes Risiko, entdeckt zu werden, aber auch positive Stimmung, Vorbilder, eine hohe soziale Kontrolle und nicht zuletzt die Fähigkeit, das Leid von Opfern wahrzunehmen.

Was sind Ansatzpunkte? Bliesener und seine Arbeitsgruppe untersuchten dazu vier Polizeidirektionen und ihre Maßnahmen in Nordrhein-Westfalen. Elemente dabei waren nicht nur die genaue Erfassung und die Betreuung der gefährdeten Jugendlichen durch spezielle Mitarbeiter, sondern auch, nach jeder Tat wieder auf der Matte zu stehen, die Eltern einzubinden und schnelle Verfahren, wenn es zur Strafe kam.

Ziele waren: Das Risiko von Entdeckung zu erhöhen, Konsequenzen aufzuzeigen, abzuschrecken, mehr Einfluss der Eltern zu ermöglichen und soziale Hilfe zu erleichtern.

Wie war die Wirkung? Wurde die Zielgruppe wirklich erreicht? Dazu wurden die Sachbearbeiter, die Eltern der Jugendliche, aber auch die Intensivtäter selbst befragt. Ein schwieriges Feld, räumt der Forscher ein. Beispielsweise kommen sich die Polizeibeamten vor Ort häufig wie Papiertiger vor. Sie können zwar im Gespräch mit den Jugendlichen drohen, aber oftmals nicht wirklich etwas davon umsetzen. Überdies ist, wenn die Wirkung beurteilt werden soll, nicht

scharf zu trennen, was ohnehin schon im Zuge von polizeilicher Arbeit passiert. Ganz zu schweigen davon, wie schwierig es ist, eine Vergleichsgruppe zu finden.

Dennoch, so konstatiert der Hochschullehrer aus Kiel, ein so genannter mittlerer Effekt sei da. Demzufolge, so sein Fazit, ist es also keinesfalls sinnlos, sich in intensiver Weise um gefährdete Jugendliche zu kümmern. Dazu können auch schnelle Strafen zählen, die dem Täter und seiner Familie klar machen, dass da etwas gründlich schief läuft.

„Wir wissen, dass auch günstige Entwicklungen durch gelegentliche Rückfälle geprägt sein können“, bittet Bliesener abschließend um Geduld. Und tröstlich: „Ein Ende der kriminellen Aktivität ist eher die Regel als die Ausnahme“